

Gott sei Dank, ein eigensinniger, dem Neuen nicht allzu leicht zugänglicher Schlag ist, so ist dies dem Zusammenwirken von Natur und Religion zu danken. Hier liegt die Quelle unverwüstlicher Kraft. Das Beten des Bauern, klingt es auch dem Ohre des Städters nicht sonderlich schön, verdient nicht Spott, sondern Ehrfurcht. Rosegger sagt in seinem „Erdsegen“ (S. 84): „Wie Bauersleute beten, hast du das schon einmal gehört? Ernstlich betrachtet, ist ja nichts Komisches daran, aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz gesehen, wo sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beteten, diese bekümmerten Menschen.“

Priester oder Freund in der Frauenseelsorge?

Ein Briefwechsel.

Von Prof. Dr Ketter, Trier.

Die folgenden Briefe möchten ein wenig zur Klärung einer seelsorglichen Frage beitragen, deren Schwierigkeit und Wichtigkeit keinem Einsichtigen zweifelhaft ist. Zur rechten Beurteilung sei bemerkt, daß die Schreiben zwischen zwei bis zur Stunde persönlich völlig Unbekannten gewechselt worden sind. Der Anlaß ist aus dem ersten Briefe ersichtlich. Die Schreiberin ist eine seit langem im öffentlichen Leben wirkende Katholikin. Nicht aus Lust an „Problemen“, sondern aus dem ernststen Bemühen, in ihrem beruflichen Wirken die klare Linie zu sehen, hat sie die Frage aufgeworfen. Gerade deshalb glaubte ich, statt eine lehrhafte Abhandlung daraus zu machen, die lebendigere Form des Briefes bei der Veröffentlichung beibehalten zu sollen. Nur was die Discretion verletzt hätte, ist fortgelassen worden.

Sehr geehrter Herr Professor,

verzeihen Sie, wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme. Ich bitte Sie um Ihre persönliche Ansicht über eine bestimmte Sache.

Vor einigen Tagen las ich Ihr Referat über „Priester und Frau“.¹⁾ Ich ließ mir die Broschüre von Düsseldorf

¹⁾ Das Referat „Priester und Frau“ wurde auf einem Lehrgang über zeitgemäße Frauenseelsorge für Priester der Diözese Trier gehalten und ist in der Zeitschrift „Frauenart und Frauenleben“, Düsseldorf 1933, Heft 1—3, erschienen (Anmerkung des Verfassers).

kommen und nahm sie mit großem Interesse in mich auf. Zu meinem Bedauern stellte ich fest, daß Sie eine Frage, die ich für sehr wichtig halte, nicht behandelt haben. Aus diesem Grunde komme ich nun mit dieser Frage zu Ihnen und bitte Sie herzlich um eine Beantwortung. Die Frage lautet: *Ist eine Freundschaft zwischen Priester und Frau möglich?*

Jede Freundschaft basiert auf Liebe. Wenn nun beide, Priester und Frau, ehrlich bemüht sind, diese gegenseitige Liebe so zu formen, daß sie glauben, damit vor Christus bestehen zu können, kann und darf in solch einem Falle eine Freundschaft bestehen? Vorausgesetzt ist natürlich, daß dieses persönliche Zueinanderstehen schöpferisch ist.

Otto Karrer schreibt in seiner „Seele der Frau“ ein Kapitel über „Reife Freundschaft“. Karrer hält prinzipiell eine Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes für möglich, ohne aber die spezielle Frage „Priester und Frau“ zu berühren.

Aus Ihrem Referat ersah ich, daß Sie sich intensiv mit diesem Problem befaßt und auseinandergesetzt haben, und zwar ohne jede Engherzigkeit. Das gibt mir das Vertrauen, Ihnen solch eine schwerwiegende Frage vorzulegen und Sie um eine klare Antwort zu bitten.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll

N. N.

Sehr geehrtes Fräulein!

Infolge unaufschiebbarer Arbeiten haben sich leider mehrere Tage zwischen den Empfang und die Beantwortung Ihres freundlichen Briefes vom 22. d. M. geschoben. Lassen Sie mich zunächst für das darin bekundete Vertrauen aufrichtig danken.

Die gestellte Frage: „Ist eine Freundschaft zwischen Priester und Frau möglich?“ habe ich in meinem Referat nicht näher behandeln können, weil sonst weitere Ausführungen nötig gewesen wären, die außerhalb des Aufgabenkreises jener Tagung lagen. Auch in meinem jüngst erschienenen Buche „*Christus und die Frauen*“ (Düsseldorf 1933) mußte ich, um nicht abzuschweifen, daran vorbeigehen, habe aber darauf hingewiesen, wie Jesus den beiden Schwestern Martha und Maria „in herzlicher Liebe und Freundschaft zugetan war“ (vgl. Jo 11, 5). Wir kennen auch aus der Geschichte Beispiele wirklicher Freundschaft heiliger Priester und heiliger Frauen: Bonifatius und Lioba; Franz von Assisi (er darf auch als Diakon genannt werden) und Klara; Franz von

Sales und Franziska von Chantal u. a. Damit ist die Frage nach der *Möglichkeit* in bejahendem Sinne beantwortet.

Ob und *inwieweit* solche Vorbilder *nachzuahmen* sind, läßt sich durch keine allgemeine Regel beantworten. Soviel ist jedoch sicher, daß der Hinweis auf jene Vorbilder schon manchmal Beziehungen rechtfertigen sollte, die ihnen sehr unähnlich waren. „Freundschaften“ dieser letzten Art schalten hier gänzlich aus. Sie haben schon viel Ärgernis erregt und sind vielen zum Verhängnis geworden. Am besten werden sie mit einem Wort der „Nachfolge Christi“ in ihrem tiefsten Wesen gekennzeichnet, auch wenn nicht von vornherein auf beiden oder auch nur auf einer Seite dieser Charakter ins Bewußtsein tritt: „*Saepe videtur esse caritas, et est magis carnalitas* — Oft sieht etwas aus wie Liebe, und es sind mehr sinnliche Triebe“ (I. 15, 2).

Die von Ihnen aufgeworfene Frage ist indes zu delikat und berührt zu tief nicht nur das Wesen von Mann und Frau und seine feinsten Ausstrahlungen, sie greift auch zu sehr hinein in das Ideal des jungfräulichen Menschen und die Aufgabe des Priestertums an der Frauenseele, als daß man einfach behaupten dürfte: es ist nichts Bedenkliches dabei, oder aber: es ist in jedem Falle ein Abgleiten von der Höhe des Ideals.

Wir müssen wohl, um klarer zu sehen, zuerst wissen, was Freundschaft und was Jungfräulichkeit ist. Über die zweite Frage habe ich mich ausführlich in dem Kapitel meines Buches geäußert: „Christi Königsgabe an die Jungfrauen“. Wenn die jungfräuliche Frauenseele „Braut Christi“ und der jungfräuliche Priester nach dem tiefen Johanneswort „Freund des Bräutigams“, nicht „Freund der Braut“, ist, so liegt in dieser Benennung schon ein Hinweis auf eine gewisse Distanzierung zwischen Priester und Frau in ihrer heiligsten gegenseitigen Beziehung. Ich habe das Ideal der Jungfräulichkeit für die männliche wie für die weibliche Seele so definiert: „Die bewußte Hingabe des eignen Wesens an Gott, die Weihe der natürlichen Unversehrtheit zur heiligen Opfergabe an Christus“ (S. 135). Aus dieser Forderung des Ungeteiltseins ergibt sich notwendig, daß der Priester nur jenen Menschen zum wahren Freunde haben kann, der sich in keiner Weise hindernd zwischen ihn und Christus stellt. Das gleiche gilt von der jungfräulichen Frauenseele. Bei einer verheirateten Frau kommt die Verpflich-

tung zur ungeteilten Hingabe an den Gatten erschwerend hinzu.

Wir hätten also hierin einen deutlichen Fingerzeig dafür, daß wahre und segensreiche Freundschaft nur zwischen einem *heiligen Priester* und einer *heiligen Frau* möglich ist. Bei andern liegt die Gefahr allzu nahe, daß ihre Freundschaft nicht „schöpferisch“ ist, wie Sie gut bemerken, sondern bewußt oder unbewußt eine Konzession ans Naturhafte darstellt. Gewiß erdrückt die Gnade nicht die Natur, sondern baut auf ihr auf und veredelt sie; aber das führt in unserm Falle wiederum von der andern Seite an den heiligen Menschen heran.

Sogar O. Karrer, der doch in dem von Ihnen erwähnten Buche „Seele der Frau“ recht weit geht in der Bejahung unserer Frage — das Kapitel über „Reife Freundschaft“ läßt übrigens wichtige Gesichtspunkte unberührt —, fordert für diese Freundschaft eine „in sich fertige, tiefe Frauenseele“. Sind wir je ganz fertig? Karrer schreibt das Kapitel „nur für ideale Menschen“. Ist nicht die Gefahr der Selbsttäuschung sehr groß, wenn wir uns selbst zu diesen idealen Menschen rechnen, um eine entsprechende Freundschaft zu begründen, zu unterhalten oder gar zu entschuldigen?

Sie kennen die schönen Ausführungen des heiligen Franz von Sales über die wahre und falsche Freundschaft in der „Philothea“. Da sagt er, der doch als Vorbild vor uns steht: „*Freundschaft ist die gefährlichste Art der Liebe.*“ Das liegt bei zwei Menschen verschiedenen Geschlechts im Wesen der Freundschaft. Worin besteht es? In der besonders innigen, gegenseitigen, offenbaren, d. h. eingestandenen, tätigen Liebe des Wohlwollens unter Gleichen. Jedes Wort der Begriffsbestimmung ist wichtig. Beide Seelen müssen also bis zu einem gewissen Grade in der Liebe zueinander aufgehen. Nur so entsteht Gleichheit unter sonst nicht Gleichgestellten. „*Amor aut pares invenit aut facit* — Die Liebe findet Gleiche oder schafft sie.“ Ist da nicht auf der Seite des Priesters eine standeswidrige Verengung des Blickfeldes zu befürchten, wenn er seine Liebe in solchem Maße einer einzelnen Frauenseele schenkt? Und liegt bei der Frau nicht die Gefahr vor, daß ihr der priesterliche Freund allzu sehr zum Maßstab des Religiösen überhaupt wird? Ist doch die Frau von Natur aus viel mehr als der Mann aufs Ganze hingeordnet und mehr vom Persönlichen, als vom Sachlichen bestimmt. Sie wird darum in ihrer Freundschaft

leicht Totalitätsansprüche stellen, am ehesten dann, wenn andere ihr scheinbar vorgezogen werden.

Der Priester, der mit Paulus allen alles werden will, findet in der Regel gar nicht die Zeit, um sich mit der erwarteten Ausschließlichkeit und Gründlichkeit einer einzelnen Frau widmen zu können. Wahre Freundschaft fordert ja Beschränkung auf wenige. Die Freundin müßte schon sehr selbstlos und abgeklärt sein, wenn sie nicht den Freund in ihren vielen kleinen und kleinsten Schwierigkeiten zu Rate zöge. Das macht lange und häufige Besprechungen oder noch längere und häufigere Briefe nötig, deren wirkliche Frucht meist im umgekehrten Verhältnis zum Zeitverlust steht. Ich möchte deshalb das Urteil eines bekannten Theologen und Psychologen in der „Wochenschrift für katholische Lehrerinnen“ (38 [1925], S. 60) nicht ohne verschiedene Einschränkungen gelten lassen. Er kommt in einem Aufsatz über „die heilige Theresia (von Avila) und unsere Zeit“ auf die Stellung der Heiligen zur Freundschaft zu sprechen und erklärt: „Nur die Eigenart der Frau kann den Mann zur letzten Vollendung wecken, und die Frau selber kann die Fülle ihres Seins nur dann verwirklichen, wenn sie in Beziehung zum Manne steht. Das gilt auch vom religiösen Leben. Die Vorteile, die aus einer Freundschaft zwischen Mann und Frau herauswachsen, sind größer als die Gefahren, die beide Geschlechter seit der Unordnung der Erbsünde einander bedeuten . . . Das Erbsündige in uns wird tatsächlich nicht dadurch überwunden, daß ihm jede Gelegenheit genommen wird, sich zu regen. So würde es nur in die Seele zurückgedrängt, um nach und nach eine innere Vergiftung zu verursachen, die in pathologischen Zuständen sich äußert. Es wird vielmehr dadurch überwunden, daß das Gute unter allen Umständen angestrebt und verwirklicht wird. Nur im Guten kann das Böse überwunden werden.“

Warum soll dem Erbsündigen in uns eigens Gelegenheit gelassen werden, sich zu regen, da es doch auf alle Fälle unterdrückt werden muß, soweit es *Erbsündiges* und Böses ist? Es hat ohnehin Gelegenheit genug, sich zu regen. Und so richtig es ist, daß es am sichersten im Guten überwunden wird, so fraglich ist es, ob dazu gerade eine außereheliche enge Freundschaft zwischen Mann und Frau nötig oder auch nur besonders geeignet ist. Die heilige Theresia selbst hat Jahre hindurch, wie der Verfasser jenes Aufsatzes richtig bemerkt, in ihrer ganz besonderen Veranlagung und Begabung für freund-

schaftlichen, geselligen Verkehr die eigentliche Hemmung gehabt, die sie nicht zur Vollendung in der Vereinigung mit Gott kommen ließ. Zweifellos sind Freundschaften an sich, auch die zwischen den beiden Geschlechtern, nichts Böses. Weil sich aber für den Durchschnittsmenschen das Erbsündliche dabei in der Regel stärker bemerkbar macht als die Förderung im geistigen Streben, ist besondere Vorsicht angebracht. Solange wir uns also zu den Durchschnittsmenschen rechnen, wird es nicht zu empfehlen sein, an die Einzigartigkeit einer Freundschaft zu glauben.

Jordan von Sachsen, der mit der seligen Diana von Andalò zu den bekanntesten Beispielen heiliger Freundschaft zählt, schreibt in einem Briefe an sie: „Wozu, geliebte Tochter, schreibe ich Dir Brieflein zum Troste Deines Herzens, da Du doch viel herrlicher und süßer getröstet wirst, wenn Du jenes Buch besitzt und liest, das Du täglich vor den Augen des Geistes hast, das Buch des Lebens . . . Ich frage Dich, Teuere, wo kann man die Lehre von der Liebe besser lernen?“ (Joh. Mumbauer, Die Briefe des sel. Jordan von Sachsen, Vechta 1927, 28.) Hier wird die Sehnsucht nach dem Freundesdienst als das minder Vollkommene gekennzeichnet.

So hoch der Wert der Freundschaft im allgemeinen anzuschlagen ist (vgl. Sprüche 27, 9—10; Sirach 6, 14—17; 1 Sam 18, 1 ff.; Jo 15, 15), so sehr ferner im allgemeinen der Mann auf die Frau und die Frau auf den Mann auch seelisch hingeordnet sind, so liegen dennoch die Dinge für den zölibatären Priester anders als für den Laien. Bei ihm soll nicht die Neigung, sondern die Pflicht den Ausschlag geben zum Verkehr mit dem andern Geschlecht, und zwar nur eine wahre, objektive, nicht eingebilddete Pflicht. „Der Standpunkt der Ehelosen ist also von vornherein ein ganz anderer als bei gewöhnlichen Weltleuten. Diese erwarten eine Begründung dafür, daß sie nicht verkehren sollen, hier bedarf der Verkehr einer Begründung“ (Zimmermann-Haggene, Grundriß der Aszetik, Freiburg 1933, 239). Die Gefahr, ohne Freundschaft mit einer Person des andern Geschlechts sich eine innere Vergiftung zuzuziehen, die sich in pathologischen Zuständen äußert, also etwa zum „Innenerotiker“ oder gar „Binnenerotiker“ zu werden (vgl. über die beiden Begriffe: Ignaz Klug, Die Tiefen der Seele², Paderborn 1927, 150 ff.), dürfte für einen vielbeschäftigten, an straffe Selbstzucht gewöhnten Priester und ähnlich für eine

wirklich fromme, berufstätige Frau von normaler Veranlagung nicht allzu groß sein.

Damit berühren wir die Frage der *Freundschaft zwischen Seelenführer und Beichtkind*. Es ist nicht belanglos, daß nicht nur viele Lehrer des geistlichen Lebens vor solcher Freundschaft im allgemeinen mehr warnen als sie gutheißen, sondern daß auch die Erfahrung vieler Frauen auf die Dauer eine Hemmung ihres religiösen Lebens darin gefunden hat, auch dort, wo kein Herabsinken vom Ideal zu beklagen war. Die Hemmung wird besonders stark empfunden, solange eine Heilwirkung des Seelenführers erstrebt wird oder nötig ist. Da fördert die freundschaftliche Gleichheit beider nicht die Gesundung. „Wer nur Freund ist oder es wird, begibt sich der Möglichkeit, priesterlich zu führen“ (A. Stonner, *Die religiös-sittliche Führung Jugendlicher durch den Priester*, Freiburg 1934, 115). Darum fordern gerade Frauen vom Priester „eine Art Freundschaft mit gewissem Abstand“, eine „autoritative Freundschaft“. Sie suchen keinen Freund im üblichen Sinne, sondern „einen väterlichen Freund“. Sind das nicht sehr bedeutsame Fingerzeige, wo die Gefahr liegt, und worauf es ankommt?

Eine Frau berichtet aus eigenem Leben, daß sie einen priesterlichen Freund hatte, dem sie vieles verdankte, der sie dennoch nicht über eine ernste religiöse Krise hinwegbringen konnte. „So suchte ich Hilfe bei einem fremden Priester, von dem ich unerklärlicherweise erwartete, daß er mir ein Wort zu sagen habe von Gott . . . Und siehe, mit einem Schritt stand ich im neuen Leben. Ich habe den Priester, der mir geholfen hat, seither nie mehr gesehen.“ Dann fragt sie, warum der befreundete Priester das nicht gekonnt habe, und antwortet: „Vielleicht stand er mir schon zu nah; er besaß nicht mehr die Autorität, um das entscheidende Wort zu sprechen und den Gehorsam zu finden, der hier notwendig und einzig heilsam war. Dort (bei dem Fremden) fühlte ich mich ganz in Gottes Hand, da gab es kein Ausweichen und Entrinnen“ (A. Stonner, a. a. O. 114 f.). Hier war also gerade die Freundschaft keine Förderung, sondern ein Hindernis. Der Fall ist typisch und gar nicht so selten, wie man glauben könnte. Dabei handelte es sich um eine durchaus hochstehende und reine Freundschaft. Käme sinnliche Zuneigung hinzu, so würde dadurch eine wahre Seelenführung zur Erfolglosigkeit verurteilt (vgl. A. Vermeersch, *De castitate*², Rom 1921, 370).

Es ist darum durchaus keine manichäische Einseitigkeit, wenn kirchliche Verordnungen den Geistlichen vor der besonderen Freundschaft mit einer Frau nachdrücklich warnen. Den Ordenspriestern ist es meist durch die Ordensregel verboten. Wird dadurch etwa das gegenseitige Emporführen, das „persönliche schöpferische Zueinanderstehen“, wie Sie es nennen, außer Kraft gesetzt? Wird die vom Schöpfer selbst in die Natur von Mann und Frau hineingelegte Ergänzungsbedürftigkeit übersehen und jeder Teil zur Einseitigkeit verurteilt? Keineswegs. Gott will, daß wir einander helfen. Erst recht ist Hilfe und geistiger Austausch seitens des Priesters für das religiöse Leben der Frau notwendig. Sonst wäre ja ein weibliches Priestertum für die Frauenseelen eine Naturnotwendigkeit. Es bedarf jedoch keiner eigentlichen Freundschaft zur Seelenführung, es sei denn, daß unter Freundschaft lediglich das Verhältnis gegenseitigen Vertrauens verstanden wird. Man könnte auch von „autoritativer Freundschaft“ sprechen, wobei die Autorität niemals zur Herrschaft führen oder in Gängelei ausarten darf. Das alles ist aber nicht mehr Freundschaft im üblichen Sinne.

Wären wir noch, wie Gott uns schuf, so fielen alle Hemmungen fort. Im Himmel wird es so sein, „wenn dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit umkleidet ist“. Hienieden sind und bleiben wir alle bis zu einem bestimmten Grade „belastet“. Die Erfahrungen mit den sogenannten Syneisakten, den in einer Art Geisteshe oder geweihter Freundschaft lebenden jungfräulichen Paaren in der Urkirche, lehren, daß auch etwas in sich ganz Ideales keimhaft Gefahren in sich tragen und mit der Zeit ausarten kann, ohne daß im geringsten von vornherein ein Mangel an gutem Willen und reinsten Absicht vorläge.

Dazu kommt, daß unsere Zeit viel zu tief in Sexualismus und Erotik versunken und verkrampft ist, als daß sie rein zu denken vermöchte von der Freundschaft zwischen Priester und Frau, mag diese in sich noch so edel sein und allen Vorbedingungen entsprechen. Das Thema ist zum Lieblingsmotiv mancher Dichter geworden. Romane von der Art „Zwei Menschen“ von Rich. Voß oder „Der Ketter von Soana“ von G. Hauptmann gehen von Hand zu Hand. Sie haben dazu beigetragen, die Atmosphäre zu verseuchen und die Phantasie vieler zu vergiften. Damit müssen wir rechnen. Um der Standesehre willen wird darum nicht selten der einzelne Priester und

die einzelne Frau Opfer bringen müssen. Hier geht im edelsten Sinne Gemeinnutz über Eigennutz.

Am ehesten halte ich eine Freundschaft für möglich, wenn sie mit räumlicher Distanz verbunden ist und bleibt. Da kommt von selbst das Geistige und Übernatürliche stärker zur Auswirkung, während das sinnlich Triebhafte sich wenig geltend machen kann, ohne daß die Freundschaft zu leiden braucht. Nach einem schönen Wort des heiligen Bernhard ist ja die Seele mehr dort, wo sie liebt, als wo sie lebt.

Alles in allem dürfte der heilige Franz von Sales recht haben, wenn er unter Hinweis auf die Heiligen sagt: „Die Vollkommenheit erfordert also nicht, daß man keine Freundschaft habe, sondern daß man nur gute, heilige und heiligende unterhalte“ (Philothea 3, 19). Um das zu können, müssen wir zuerst selbst Heilige sein, wenigstens ernstlich danach streben.

An anderer Stelle geht der große Meister des inneren Lebens näher auf die Eigenschaft des Seelenführers als Freund ein. Gerade dieses Kapitel der Philothea (1, 4) zeigt unzweideutig, daß keine Freundschaft in dem sonst üblichen Sinne gemeint ist. Nur jene Seelen werden einen solchen Freund finden, die Gott fürchten, d. h. die Demütigen, die Fortschritte im Tugendleben machen wollen. Durch beharrliches Gebet erlangt eine Seele die Gnade eines guten Führers. Von dem gegenseitigen Zueinanderstehen heißt es da: „Die Ehrfurcht darf das Vertrauen nicht einschüchtern und das Vertrauen die Ehrfurcht nicht verletzen. Vertraue dich ihm an mit der Ehrfurcht einer Tochter gegen den Vater und mit dem Zutrauen eines Sohnes gegen die Mutter“ — also nicht nur einer Freundin gegen den Freund. — „Mit einem Worte: Die Freundschaft mit deinem Seelenführer muß stark und sanft, heilig und heiligend, ganz geistlich und göttlich sein. Darum wähle einen aus Tausenden, sagt Avila. Ich aber sage dir: einen aus Zehntausenden. Denn es gibt wenige, die zu diesem Amte geeignet sind.“

Hoffentlich ist es mir gelungen, ohne den Verdacht der Voreingenommenheit zu erwecken, eine einigermaßen klärende Antwort auf Ihre Frage zu geben. Ich war froh, daß aus Ihrer Fragestellung nicht zu entnehmen war, ob Sie selbst mehr nach der einen oder der andern Seite, nach der bejahenden oder verneinenden, hinneigen. So konnte ich ebenfalls das Für und Wider sachlicher nebeneinander stellen. Solange wir demütig von unserer eigenen Schwäche überzeugt sind, werden wir uns nicht zu den

Ausnahmen rechnen und uns selbst täuschen, werden aber auch nicht in eine Enge der Auffassung geraten, die eher eine Gefahr als ein Schutz ist. „Mitarbeiter der Wahrheit zu sein“, wie der heilige Johannes es nennt, ist für Priester und Frau Gottes Gabe und eigene Aufgabe.

Es grüßt Sie voll Hochachtung

P. K.

Sehr geehrtes Fräulein!

Meine Antwort auf Ihr freundliches Schreiben vom 22. Januar wird wohl in Ihre Hände gelangt sein.

Durch einen Bekannten wurde ich aufmerksam gemacht auf eine Stelle in den Schriften von Bischof Joh. Mich. Sailer, die das gleiche Thema behandelt. Zur Ergänzung dessen, was ich Ihnen schrieb, erlaube ich mir, Ihnen eine Abschrift dieser Ausführungen zugehen zu lassen. Wenn Sailers Auffassung in ihrer scharfen Formulierung zu streng erscheinen sollte, so muß man sich erinnern, daß dieser große Geist sich lange gegen den Vorwurf des Indifferentismus und einer „liberalen“ Theologie verteidigen mußte. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Abschrift bald zurücksenden wollten.

Sailer, dem wohl niemand geistige Enge und Einseitigkeit vorwerfen wird, schrieb die ernsten Worte zu unserer Frage in einer „nötigen Beilage zur Moral für Kleriker“ (Handbuch der christlichen Moral zunächst für künftige katholische Seelsorger und dann für jeden gebildeten Christen. Dritter Band³, Grätz 1818, 67—69). Er schickt dem Abschnitt den Satz voraus: „Wohl vertraut mit den Tugenden, Kämpfen, Leiden, Schwächen der Geistlichen, spreche ich hier als Mensch, als Freund und als präservierender Arzt.“ Weder nach der einen noch nach der andern Seite will er übertreiben, sondern „nur solche Sätze aufstellen, die alle nüchterne Vernunft für die ihren wird anerkennen müssen“.

„Es ist für den Kleriker kein Heil in der noch so unschuldigen Liebe, die er ohne Sünde und zugleich ohne Befriedigung des Geschlechtstriebes unterhalten möchte. Denn

1. die Freundschaft zwischen Jüngling und Mädchen (gleiches gilt für Mann und Frau, Anmerkung des Verfassers) wird leicht Geschlechtsliebe, und die Geschlechtsliebe wird bald herrschend.

2. Die herrschende Geschlechtsliebe will stets volle Befriedigung des Triebes — bewußt oder unbewußt.

3. Solange diese Befriedigung dem herrschenden Triebe versagt werden soll — und sie soll außer dem Ehestande stets versagt werden —, ist den Liebenden heißer Kampf, mancherlei Pein und gefährvolle Lage beschieden. Heißer Kampf, wenn sie die Stimme der Vernunft geltend machen wollen, wie sie sollen; mancherlei Pein, weil der herrschende Trieb befriedigt werden will und unbefriedigt bleiben

muß; gefährvolle Lage, indem der rege Trieb geschickt die Vernunft zu überwinden und sich auf natürlichen oder unnatürlichen Wegen seine Befriedigung zu schaffen sucht.

4. Jedem liebenden Paare also, das in keinen Ehestand treten kann, wird die Geschlechtsliebe zur Folter und kann die Quelle unzähliger Zerrüttungen werden . . .

5. Zwar läßt sich auch eine unschuldige Geschlechtsliebe denken, aber fast nur denken. Denn a) die Linie der unschuldigen Liebe ist schmal. b) Sie wird nicht leicht gesehen, besonders im Momente des gereizten Herzens. c) Wird die Linie gesehen, so wird sie noch leichter übertreten als gesehen. d) Die erste Übertretung hat die übrigen schon im Gefolge oder zieht sie bald nach sich; denn jeder Liebe ist die Selbstvergessenheit eigen, die höchste Selbstvergessenheit eignet der Geschlechtsliebe. Der Selbstvergessene in der Geschlechtsliebe tut also am leichtesten in der Äußerung der Freundschaft einen Schritt zuviel, und mit dem ersten ist der zweite schon getan.

6. Die Geschlechtsliebe versteckt sich gar gern, wird aber dadurch nur noch gefährlicher, jedoch nie gefährlicher, als wenn sie in dem Engengewande der Religion und Tugend erscheint und sich des heiligsten Zweckes bewußt wird; denn das macht das Herz sicherer und schlägt der Vernunft die Zügel aus der Hand.

7. Die Unterhaltung der Geschlechtsliebe ohne Hoffnung der legalen Befriedigung derselben ist also Sünde wider die Vernunft und wird Sünde wider die Menschheit; denn der stets gereizte und stets unbefriedigte Trieb kann nicht anders, er muß die Kräfte des Leibes und Geistes zerstören, er muß in unbewachten Augenblicken an Abgründe führen.“

Weil mir die von Ihnen angeregte Frage wichtig erscheint, beabsichtige ich, darüber in einer Fachzeitschrift für Priester einen kleinen Beitrag zu veröffentlichen. Dürfte ich dabei Ihren Brief benützen, selbstverständlich ohne Namensnennung? Ohne Ihre Zustimmung auch nur einen Satz daraus zu verwenden, erschiene mir indiskret.

In vorzüglicher Hochschätzung grüßt Sie P. K.

Sehr geehrter Herr Professor,

sehen Sie es bitte nicht als Undankbarkeit an, daß ich Ihnen erst jetzt antworte. Schon vor Wochen hatte ich einen Brief an Sie begonnen; dabei ist es dann geblieben. Innere und äußere Gründe verschiedenster Art nahmen mir Zeit und Ruhe zum Schreiben.

Es hat mich ehrlich gefreut, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, auf meine Frage so ausführlich einzugehen. Ich danke Ihnen ganz herzlich dafür, ebenso danke ich Ihnen für den Brief vom 24. II.

Aus Zeitmangel ist es mir heute nicht möglich, näher auf Ihr erstes Schreiben einzugehen. Im allgemeinen stimme ich Ihrer Ansicht über diese bewußte Frage zu. Seit Jahren ringe ich um Klarheit in dieser Sache. Und so muß ich aus persönlicher Erkenntnis und Erfahrung sagen: eine Freundschaft zwischen Priester und Frau

(vor allem einer unverheirateten Frau) ist nur dann auf die Dauer möglich und haltbar, wenn eine räumliche Distanz besteht. So rein äußerlich dieses Moment erscheint, so ist es doch die wichtigste Vorbedingung für das nahe Zueinanderstehen von Priester und Frau. Kämpfe und Schwierigkeiten werden trotzdem zu bestehen sein. Aber das Entscheidende ist meines Erachtens, daß sich beide Teile *immer wieder* um den *reinen Willen m ü h e n*, ihre Freundschaft und Liebe nach dem *Willen Gottes zu formen*. Bemühung und Verantwortung müssen die tragenden Grundkräfte sein. Jede Freundschaft — auch zwischen Priester und Frau — ist ein Geschenk Gottes. Es ist unsere Aufgabe, dieses Geschenk in der *rechten Weise zu gebrauchen* und nicht zu mißbrauchen. Der letzte und tiefste Sinn einer solchen Freundschaft kann ja nur der Weg zu Gott sein.

Sie legten mir einige Gedanken Sailers bei. Ich glaube, er beleuchtet die Frage zu einseitig, vielleicht nicht objektiv genug. Es ist doch nun wirklich nicht so, daß aus jeder Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes eine Geschlechtsliebe entsteht mit all ihren Folgen. Der Gedanke ist ja geradezu deprimierend. Ein Gefahrenkreis ist ja vielleicht immer damit verbunden, er ist aber mehr oder weniger abhängig von der individuellen Veranlagung des Einzelnen (sowohl physisch wie psychisch gesehen).

Ich bitte Sie nun, Herr Professor, meinen Brief als ein Vertrauen aufzufassen und danach zu handeln. Im allgemeinen gehöre ich zu jener Kategorie von Menschen, für die es innerstes Bedürfnis ist, über persönliche Erlebnisse und Angelegenheiten zu schweigen. Vielleicht verstehen Sie dann besser meine obige Bitte.

Sie fragen mich, ob Sie meinen Brief für eine kleinere Arbeit benutzen dürfen. Wenn Ihnen irgendwie damit gedient ist, bitte! Daß selbstverständlich kein Name genannt wird, erwähnten Sie bereits. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir die Arbeit bei Gelegenheit einmal zugehen ließen.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll

N. N.

Sehr geehrtes Fräulein!

Sie haben in Ihrem Antwortschreiben meiner Auffassung über die Freundschaft zwischen Priester und Frau im allgemeinen zugestimmt. Besonders wertvoll war mir Ihre Erklärung, daß Sie nach jahrelangem Ringen um Klarheit in dieser Frage zu der Erkenntnis gekom-

men sind und die Erfahrung gemacht haben, die das Urteil meines ersten Briefes bestätigt, daß nämlich eine Freundschaft zwischen Priester und Frau, vor allem einer unverheirateten Frau, nur dann auf die Dauer möglich und haltbar ist, wenn eine räumliche *Distanz* besteht. Sie sehen darin sogar die wichtigste Vorbedingung für das nahe Zueinanderstehen von Priester und Frau. Ich möchte Ihren Gedanken dahin erweitern, daß ich das Wort Distanz nicht nur im räumlichen Sinne, sondern in dem ganzen Umfang seiner verschiedenen Bedeutung auffasse. Das Einhalten der Distanz in jeder Hinsicht ist meistens ausschlaggebend für den Erfolg oder Mißerfolg des priesterlichen Wirkens an der Frauenseele und für ein segensreiches Zusammenarbeiten der Frau mit dem Priester. Was ich meine, hat Przywara irgendwo schön formuliert, indem er fordert, daß allzeit „Nähe mit Abstand sich durchdringe“. Damit befürworte ich durchaus nicht ein unnatürliches, verkrampftes, scheues Benehmen. Je einfacher und ungesuchter, um so besser. Alles andere vergrößert die Gefahr, weil es vom Wesentlichen und Sachlichen zum Nebensächlichen und Persönlichen ablenkt. Je mehr es beiden Teilen gelingt, im andern überhaupt nicht den Mann oder die Frau, also den Menschen des andern Geschlechts zu sehen, sondern alles ins Licht der Gnade, der Übernatur, zu rücken, um so eher bleibt das bloß Triebhafte ausgeschaltet. Letzten Endes ist die seelische Distanz nichts anderes als jene *heilige Ehrfurcht* vor dem Menschen, die das Merkmal des Verkehrs unsers Erlösers mit allen ist, die ihm auf Erden nähertreten durften, auch mit den frommen Frauen seines Gefolges, ja sogar mit den Sünderinnen. Auch in den Sünderinnen sah er nur das verirrte Gotteskind. Wer das an Jesu Beispiel gelernt hat, lebt und handelt ganz aus dem Glauben. Und nur von einem solchen wird die Freundschaft mit einem Menschen des andern Geschlechts dauernd als ein Geschenk Gottes geschätzt werden, das er nie mißbraucht. Er wird nie Seeleneifer mit naturhafter Zuneigung verwechseln, aber auch nicht eine kalte und bequeme Teilnahmslosigkeit am Seelenheil anderer als priesterliche Wachsamkeit beschönigen. Wir wären also auch auf diesem Wege wieder zum heiligen, ganz aus der Übernatur lebenden Menschen als Voraussetzung der Freundschaft zwischen Priester und Frau gelangt.

Beim Studium unserer Frage hatte ich mehr als einmal das Empfinden, als nähmen manche Befürworter der

Freundschaft zwischen Priester und Frau die Menschen allzu sehr so, wie sie sein sollten, nicht aber so, wie sie sind. Sie rechnen mit idealisierten Frauen und Männern und vertauschen unwillkürlich das Ideal mit der unvollkommenen Wirklichkeit. Das kommt am leichtesten bei jüngeren Menschen vor. Weil in ihnen das Sinnenhafte noch stärker und fordernder lebt als im abgeklärten Alter, also eine Freundschaft mit dem anderen Geschlecht naturhaft größere Gefahren in sich birgt, greifen sie um so eher nach idealisierenden Gründen, um ihre Beziehung zueinander zu rechtfertigen. Wenn wir nun beachten, daß Sailer seine Mahnworte zunächst an junge Kleriker richtete, wird uns sein Urteil verständlich. Nach Empfang Ihres letzten Briefes legte ich, um klarer zu sehen, Sailers Sätze einer jüngeren, aber sehr sachlich eingestellten Frau vor. Ihre Antwort wird Sie interessieren: „Nein, das kommt mir nicht einseitig und scharf vor. Wer Sailers Auffassung verwirft, täuscht sich selbst, wenn er ein Mensch ist wie andere. Ich könnte Ihnen zum Beweise mehr als ein Beispiel nennen.“ Ganz ähnlich bejahte eine ältere Frau Sailers ernste Warnung.

Vielleicht rühren gewisse Hemmungen und Unklarheiten auf diesem Gebiete daher, daß der Unterschied zwischen einer mehr oder weniger ausgeprägten und ihrem Wesen nach auf einen kleinen Kreis beschränkten, wenn nicht exklusiven Freundschaft und zwischen einer aus Dankbarkeit und aufrichtiger Hochschätzung entspringenden christlichen Liebe nicht immer genügend beachtet wird. Wäre es einer Frauenseele einfach verboten, dem Priester, der ihr Gutes tat und ihrer Seele wirklich ein Führer zu Gott ist, eine durchaus reine, dankbare und allzeit ehrfurchtsvolle Liebe entgegenzubringen, an seinen Bemühungen und Berufsaufgaben nach Maßgabe der Verhältnisse innersten Anteil zu nehmen, so müßte man sich fragen, wie sich ein solches Verbot irgendwie aus Vernunft und Offenbarung oder aus kirchlichen Erlässen begründen ließe. Es wäre weder menschlich noch christlich.

Eine so weitschauende und mit den menschlichen Schwächen wohlvertraute Frau wie die große heilige Theresia von Avila spricht wiederholt von der Liebe des Beichtkinds zum Beichtvater und von den Skrupeln, die durch teuflische List daraus entstehen können. Sie gibt solchen Seelen den guten Rat, „sich von dem Gedanken, ob sie den Beichtvater lieben oder nicht lieben, unabhängig zu machen. Lieben sie ihn, so mögen sie ihn lieben.

Denn wenn wir schon jene lieben, die uns leibliche Wohltaten erweisen, warum sollten wir den nicht lieben, der allzeit eifrig bemüht ist, unserer Seele Gutes zu tun? Ich halte es im Gegenteil für ein treffliches Mittel zu großem Fortschritt, wenn man den Beichtvater lieb hat, *falls er heilig* und im geistlichen Leben erfahren ist, wenn man zudem sieht, daß er unermüdlich bestrebt ist, die Seele zu fördern. Unsere Schwachheit ist nun einmal so geartet, daß die Liebe viel dazu beiträgt, die größten Leistungen im Dienste Gottes zu vollbringen. Wenn jedoch der Beichtvater nicht so ist, wie ich eben sagte, dann liegt darin eine Gefahr, und es kann den schlimmsten Schaden bringen, und zwar in Klöstern mit strenger Klausur viel mehr als in andern, wenn er merkt, daß man Zuneigung zu ihm hat. Und da sich nur schwer erkennen läßt, ob einer die vorhin genannten Eigenschaften besitzt, so ist *große Wachsamkeit und Vorsicht notwendig*“ (Der Weg der Vollkommenheit, Kap. 4; Sämtliche Schriften, 3 Bände, Regensburg 1921, 37—38).

Ohne wahre Liebe zu den Seelen ist auch seitens des Priesters keine echte Seelsorge denkbar. Nur muß diese Liebe übernatürliche Wurzeln haben, von übernatürlichen Beweggründen getragen sein und übernatürliche Ziele verfolgen. Merkt der Priester, daß mehr die Person als die Sache in den Vordergrund rückt, so wird er unauffällig, aber ernsthaft Sorge dafür tragen, daß die vielleicht noch unbewußte Verschiebung des Gesichtspunktes vom Geistigen ins Sinnenhafte aufhört. Wird das nicht erreicht, so ist ein kräftiger Trennungsstrich geboten. Das Seelenheil fordert ihn.

Höchste Beachtung verdient die Mahnung der heiligen Theresia, dem Gedanken, ob Liebe Mitspiele oder nicht, gar keinen Raum zu geben. Es liegt nämlich in der Natur der Dinge, daß solche Gedanken, sobald sie bewußt unterhalten werden, das Seelenleben allzu stark beschäftigen. Dadurch geht leicht jener zarte Hauch des Naiven und Unverfänglichen einer übernatürlichen Einstellung verloren. Dann aber stehen sich beide nur als zwei Menschen, nicht als zwei Gotteskinder gegenüber.

Vom Priester und seiner Beziehung zu jedem Menschen muß stets im vollen Umfang gelten, was der selige Abt Aelred von Rieval in seinem feinen Büchlein „*De spirituali amicitia*“ zu seinem Freunde Ivo sagt: „*Ecce ego et tu; et spero quod tertius inter nos Christus sit* — Schau, da sind wir beisammen, ich und du; und, so hoffe ich, als Dritter weilt Christus in unserer Mitte“ (Migne,

P. L. 195, 661). Auf solche echt christliche, weil in der Liebe Christi beruhende Freundschaft durfte Aelred mit leichter Umformung das Johanneswort anwenden: „Wer in der Freundschaft bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.“ Ein irgendwie anders geartetes Zueinanderstehen mit diesem heiligen Schriftwort bewerten zu wollen, wäre unverantwortlich.

Lassen Sie mich hiermit unsern Briefwechsel abschließen.

Es grüßt Sie voll Hochachtung

P. K.

Mission und Seelsorge.

Von Matth. Leitenbauer S. J., Innsbruck.

Die immer dringenderen Missionsaufgaben der Kirche und der klare Wille unseres Heiligen Vaters, die ganze Christenheit für die Eroberung der Heidenwelt mobil zu machen, stellen den Seelsorger vor die Notwendigkeit, auch die Missionssorge, mehr als es vielleicht bisher geschehen ist, hineinzubeziehen in den Kreis seiner Seelsorgsinteressen und Seelsorgsarbeiten. Es genügt heute nicht mehr, in irgend einem Winkel unseres Pfarrbezirkes ein „Negerlein“ aufzustellen und gelegentlich darauf hinzuweisen. Es muß eine lebendige Verbindung geschaffen werden zwischen Missionsarbeit und Seelsorge, die die Seelsorge wie von selber zur Missionsarbeit gestaltet und die Missionssorge zur Seelsorgsarbeit macht.

Daß so eine Verbindung notwendig und möglich ist, ergibt sich schon aus dem *Wesen des Priestertums*. „Der Priester wird für die Menschen in ihren Angelegenheiten bei Gott bestellt, damit er Gaben und Opfer darbringe für die Sünden“, sagt der Apostel im Hebräerbrief (Hebr 5, 1). Mittler sein zwischen Gott und den Menschen, ist also die erste Aufgabe des Priestertums. Symbol und Ausdruck dieser Mittlerschaft ist seine „Actio per excellentiam“, die Erneuerung des Erlösungsofers Christi. Wird der Priester schon durch den Zölibat herausgenommen aus den Bindungen von Fleisch und Blut, so hat ihn die Weihe zu der alles Menschliche überragenden Höhe des Alter Christus emporgehoben. Mit jedem Introibo steigt er heraus aus der Masse der Schuldbeladenen, empor zu den einsamen Höhen des Mittlers, wo sich Gott selber gleichsam zu ihm herniederneigt, um in mystischer Vereinigung mit ihm das Wunder aller Wunder zu voll-